

gendwie verbunden sein müssten, da jeder Bereich ein Teil des organischen Ganzen sei. So fragte Kandinsky seine Studenten beispielsweise: „wie kann die abstrakte Kunst in Einklang mit der gesamten Bestrebung unserer Zeit gebracht werden“ (Bd. I, 300) oder warum solle die Malerei verschwinden, wenn die Musik und der Tanz „weiter leben und vorwärts schreiten“ würden? (Bd. I, 314) Heute, da die Globalisierung auch die Museen betrifft, sind Kandinskys Überlegungen wieder aktuell. Als ein Beispiel soll seine Überlegung über die Kunstausstellungen zu den Themen ‚Kunst und Technik‘, ‚Malerei und Musik‘ und so weiter von 1929 dienen: „die Themen aufregend, die Lösungen stumpfsinnig dank der Gewohnheit nur äussere Verbindungen zu sehen“; innere Zusammenhänge dagegen „sind langsam bildende Zukunft“. (Bd. I, 350)

In einem Brief vom 29. Juni 1937 an Galka Scheyer formulierte Kandinsky in Polemik gegen jene Kunsthistoriker, die den formellen ‚Beeinflussungen‘ zu viel Wert beimäßen, sein pädagogisches Credo wie folgt: „Sie nennen oft ‚Schulen‘ solche äusseren Zusammenhänge. Schule ist meiner Meinung nach Befruchtung des Geistes der nächsten Generation“.⁷ Diese Idee der Kunstpädagogik als geistige Erziehung, als Aufbau des künstlerischen Denkens im Sinne der inneren Freiheit und Selbstständigkeit, aber auch des Respekts gegenüber dem fremden Denken, als einer Ausbildung des Wissens, dass alle Kunstfragen in enger Verbundenheit mit den anderen Bereichen des menschlichen Lebens und der Natur gestellt und gelöst werden müssen, war ohne Zweifel das Wichtigste an Kandinskys Unterricht, was auch heute aktuell bleibt. Die Publikation seines *Unterrichts am Bauhaus* wird deshalb sicher auch den jungen Menschen heute dazu dienen, die Welt mit Künstleraugen immer neu zu entdecken.

NADIA PODZEMSKAIA

Centre de recherche sur les arts et le langage, CRAL
(CNRS-EHESS), Paris

⁷ Jelena Hahl-Koch, *Kandinsky*, Stuttgart 1993, S. 330.



Bianca Baumann und Alexis von Poser (Hrsg.); Heikles Erbe. Koloniale Spuren bis in die Gegenwart; Dresden: Sandstein Verlag 2016; 387 S., 345 meist farb. Abb.; ISBN 978-3-95498-250-9; € 48

In den letzten Jahren haben die Diskussionen um eine postkoloniale Sichtweise auf die deutsche Vergangenheit in Übersee auch die Museen, vor allem die Völkerkundemuseen erreicht. Schon zuvor hat sich wohl so mancher Museumsbesucher die Frage gestellt, auf welchem Wege wohl die ausgestellten Exponate in hiesige

König Njoya in Kolonialuniform auf einer Replik seines Thrones, Kamerun (163)



Ausstellungen gelangt sein mögen. Was vor allem in den Magazinen – vor den Augen der Öffentlichkeit weitgehend verborgen – vorhanden ist, erschwert eine Antwort auf eine solche Frage enorm. Die Bezeichnung Raubgut für eine große Anzahl der Ethnographica war und ist wohl eine verständliche Bezeichnung. Da die Museen sich in der Vergangenheit oft weigerten, ihre Archive der Wissenschaft für Forschungen zur Sammlungsgeschichte zur Verfügung zu stellen, war es kein Wunder, dass sich diese pauschalen Vorstellungen über die Erwerbungsverfahren verfestigten.

Jedoch ist eine solche komplexe wie komplizierte Frage nach der Herkunft der in entsprechenden Sammlungen lagernden Exponate von überseeischen Völkern nicht so einfach zu beantworten. Selbst bei den sogenannten Human Remains, also vor allem Schädel, Skelette und sonstige menschliche Überreste, die in den Magazinen nicht nur der europäischen Völkerkundemuseen, sondern auch in naturkundlichen und anatomischen Sammlungen vorhanden sind, ist es äußerst schwierig, die regionale Herkunft zu bestimmen.¹ Fakt ist, dass nunmehr die Thematik im öffentlichen Bewusstsein diskutiert wird.

Auch bei den Völkerkundemuseen sollte angekommen sein, dass eine einfache Umbenennung weg von ihrer alten Bezeichnungen eher für Verwirrung und Schmunzeln gesorgt hat, denn für eine Sensibilisierung der Problematik. So gibt es nun ‚Ethnologische Museen‘, ein ‚Museum Fünf Kontinente‘, ein ‚Weltkulturen Museum‘, ein ‚Weltmuseum‘ und ähnliche. Es wird trotz aller inzwischen eingetretenen Erfolge der Provenienzforschung in Deutschland, die sich allerdings schwerpunktmäßig noch nicht auf völkerkundliche Museen erstreckt,² schwierig sein, Kulturgüter in die Herkunftsregion, wenn sie dann recherchierbar war, zurückzugeben. Denn in den meis-

1 Vgl. *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*, hrsg. von Thomas Schnalke, Holger Stoecker und Andreas Winkelmann, Berlin 2013.

2 Vgl. *Provenienz & Forschung*, hrsg. vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste, Magdeburg 2016.



Hauspfosten (204)



*Colon-Figur in Gestalt
eines indigenen Soldaten
der Schutztruppe (206)*

ten Fällen fehlen, wie in den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika, adäquate Aufbewahrungs- und Ausstellungsmöglichkeiten.

Viele Museen mit entsprechender technischen und museologischen Ausrüstung stehen in Afrika südlich der Sahara ohnehin nicht zur Verfügung. Umso mehr ist zu begrüßen, dass die völkerkundliche Sammlung des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover der Geschichte der damaligen Akteure, die die Objekte aus den deutschen Kolonien in Afrika, Ozeanien und China beschafften und vor allem versucht, die Herkunft einiger wichtiger Bestandteile der ethnografischen Sammlung aufzuzeigen. Und diese in einer repräsentativen Exposition vorgestellt, haben zweifelsohne Verständnis bei den Besuchern für die Kompliziertheit der Thematik hervorgerufen. Der hier vorzustellende Katalog mit einem umfassenden Essay-Teil bietet zusätzliche Informationen und erlaubt dem Leser das Gesehene in den historischen Kontext einzuordnen.

Das Bundesland Niedersachsen sei, so die dortige Ministerin für Wissenschaft und Kultur in ihrem Grußwort, Vorreiter der Provenienzforschung. Auch zukünftig, so heißt es dort, „soll [...] ein Fokus auf die Erforschung der Kolonialzeit gelegt werden“ (7). So sind die Ausstellung und der Katalog für die Ernsthaftigkeit der politischen Äußerung ein Beleg.

Erstmals wurde in der Ausstellung, die vom September 2016 bis Februar 2017 geöffnet war, so wie es in dem Katalogband kommentiert wurde, deutlich gemacht,

wie eine akteurszentrierte Geschichte kolonialen Sammelns in den deutschen Kolonien in ihren Wechselwirkungen und dem Aufzeigen des Ungleichgewichts von Geben und Nehmen heute kritisch reflektiert werden. Im besten Sinne ist dieses kulturgeschichtliche Event ein bedeutender Schritt zur Dekolonisierung deutscher Museen.

Dieser kann durchaus als gelungen betrachtet werden, vor allem im Vergleich zu der fast gleichzeitig in der deutschen Hauptstadt gezeigten Ausstellung zum deutschen Kolonialismus, mit der Einschränkung, dass es sich hier nur um Fragmente aus der deutschen Kolonialgeschichte gehandelt hat.³ Die Kritik an der Berliner Ausstellung von Fachleuten wie interessierten Besuchern reicht von konzeptionslos bis ideologisch überzeichnet. Bei dem Untertitel mag so mancher an einen Ausspruch von Lech Walesa erinnert sein, der einmal sagte: „Jede fragmentarische Lösung ist keine“. Und Besucher finden nach dem Ansehen der Ausstellung diese Meinung bestätigt. In den Katalogbeiträgen werden von Fachleuten Dutzende von sachlichen Fehlern und Fehlinterpretationen ausgemacht. Die meisten repräsentieren nicht den neuesten Stand der Forschung. Besonders empörend fanden Besucher wie Fachleute eine Tafel, die zur Erklärung des historischen Hintergrundes der kolonialen Expansion dienen soll, auf der zu lesen ist: „Dort [in Namibia – UvdH] wollten die Deutschen alle Menschen töten. Männer, Frauen und Kinder. Das nennt man Völkermord.“

In dem Katalog über das „Heikles Erbe“ wird hingegen sensibel mit dem Thema Rückgabe ethnologischer Artefakte in die Herkunftsregion umgegangen. Ganz anders in der Berliner Ausstellung. Hier wird in einem Video zum Ende der Ausstellung ein sogenannter deutscher Gehör eingeräumt, der die Rückgabe von aus den Kolonien mitgebrachten Objekten fordert, ohne zu hinterfragen, ob es sich um Raub, Geschenke, Tausch oder Kauf gehandelt hat. Dabei hat in einer der ausstellungsbegleitenden Diskussionsrunden eine afrikanische Expertin davor gewarnt, alle aus den ehemaligen Kolonien stammenden musealen Gegenstände als geraubte Objekte zu betrachten und sie zurückzuführen. Denn neben der Offenlegung der Herkunft, also der Erwerbungs geschichte, müsste auch geklärt werden, was mit solchen Exponaten im Falle einer Rückgabe geschehen solle. Denn die wenigstens der Museen in den ehemaligen deutschen „Überseegebieten“ sind in der Lage, diese sachgerecht aufzubewahren und zu präsentieren.

Viel nützlicher ist die Lektüre der im vorzustellenden Katalog aus Hannover präsentierten Beiträge, die von ausgewiesenen Experten stammen, die wissen, worüber sie schreiben. Selbst das Durchblättern des Katalogteils, in dem die ausgestellten Exponate vorgestellt werden, bringt dem Fachmann Gewinn.

Im Gegensatz zu einigen Beiträgen des Berliner Katalogs gewinnt der Leser hier einen Überblick über die Geschichte des deutschen Kolonialismus und vor allem über die Entstehung und das Ausmaß der Hannoveraner Sammlung. Die Sammlerbiographien erlauben Einblicke in die unterschiedlichen Weisen der Erwerbung. Die kolonialen Darstellungen beziehen in ihrer Sicht die ersten Ergebnisse der Provenienzfor-

3 *Deutscher Kolonialismus. Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart*, hrsg. vom Deutschen Historischen Museum, Berlin 2016.

schung mit ein. So entsteht ein vielschichtiges Bild auf dieses bislang weitgehend unerforschte Kapitel deutscher Kolonialgeschichte.

Interessant, aber etwas aus dem inhaltlichen Rahmen fallend, sind die Beiträge zu Hawaii und Rapanui.

Neben anderen lesenswerten Beiträgen sind die Überblicksdarstellungen von Hermann Mückler über die deutschen Kolonien im Pazifik, von Brigitte Reinwald über diejenigen in Afrika sowie des Ghanaers Wazi Apoh über den postkolonialen Blick auf die deutsche Präsenz in Togo zwischen 1884 und 1914 hervorzuheben. Weitere empfehlenswerte Beiträge sind über die kolonialzeitlichen Sammlungen des Landesmuseums von Christiane Schilling, über die Kamerun-Sammlung des Museums sowie der allgemeine Überblick zur Thematik Provenienzforschung in ethnographischen Sammlungen von Claudia Andratschke.

Die verlegerische Qualität des Bandes ist hervorragend, woran die sachkundige Bearbeitung der historischen Fotografien und anderer Abbildungen ihren Anteil hat.

ULRICH VAN DER HEYDEN
Berlin/Pretoria